Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 27. Bromberg, den 4. Februar. 1934

Hein Hoyer

Roman von Hans Friedrich Blunck.

Urheberschutz für (Copyright by) Albert Langen — Georg Müller Verlag G. m. b. H. München.

(21. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Auch Hein Hoyer machte sich daran, die Leiter zu besteigen. Da geschah das Seltsame, daß einer der Hamburger Knechte sich jäh davorstellte, ein junges Gesicht. „Die Leiter ist morsch", sagte er, und seine Lippen bebten.

Öllegaard kam hinauf!"

„Herr", flüsterte der Knecht, laßt ihn doch warten." Zugleich stemmte er sich mit beiden Schultern gegen die Sprossen, und während Hoyer den Reiter verblüfft ansah, begann die hohe Leiter zur Turmplatte sich zu drehen, schwankte und legte sich prasselnd drüben ins Holz.

Eine gräßliche Verwünschung von oben; auch der Fähnrich fluchte und wollte den Täter ehrlich züchtigen, aber Hoyer hielt ihn an. Es war, als bebten seine Hände jäh. „Weibslist", sagte er und atmete tief. Er packte den Reiter bei den Schultern und versuchte ihm ins Gesicht zu schauen. Aber der entwand sich und floh.

Eine Stunde danach saßen die Hamburger Reiter auf, und das wackere Fähnlein polterte ohne den Hauptmann Öllegaard auf Wagen und Pferden hinterdrein.

*

In Meldorf blieben Volk und Rat in ihrer Mehrheit gleichgültig gegen den Streit zwischen König und Nordmarken. Hoyer kämpfte atemlos um Hilfe, aber die Bauern hatten den Holsteinern noch nichts vergessen, es gelang dem Hauptmann nicht, sie zur Absage an den gemeinsamen Feind zu bewegen, obschon es hart um ihre eigene Unabhängigkeit ging. Einen Tag und eine Nacht blieb er, wütend über die Vergeblichkeit seines Ritts, ward handgemein mit einem der Achtundvierziger und setzte sich mitten in der Stadt fest, er hoffte mit Freunden bis zum Abend auf einen gewaltsamen Wechsel. Da kam die Nachricht, die feste Stadt Schleswig sei in dänische Hände gefallen.

In der Stunde gab Hoyer Dithmarschen auf und beriet mit Wessel einen abenteuerlichen Plan. Der Schreiber warnte ihn wohl vor der Unlust und Müßigkeit der Landsknechte. Aber Hein Hoyers Drang überwand seine Bedenken, die Not zwang, nach einem Erfolg zu jagen. Er ließ den Bauern die Weiberwagen, zwang das Fähnlein, zu folgen, und schiffte sich mit den Landsknechten und mit seinen Reitern heimlich auf Mietsewern nach dem Norden ein.

Ein verzweifeltes Wagnis war's, aber Hoyer kannte kein Aufhalten. Vielleicht gelang es von Friesland aus, die Dänen zu beunruhigen, die sich an der Schlei sammelten? Kam er zu spät, wollte er versuchen, das Fähnlein nach Rendsburg zu führen.

In jener Nacht schlief Hein Hoyer wenig. Er besprach sich lange mit Wessel und befahl ihm, um der Freiheit willen alle Lässigkeit der Knechte mit Gewalt zu überwinden. Aber als er gegangen war, empfand er, daß der Spielmann als zielloser Zweifler vor der Tat stand. Seltsam erschlafft war Wessel unterm Erstarken des anderen. Da blieb Hoyer wach, schritt unruhig unter den treibenden Sternen an Deck auf und ab und stand lange grübelnd vor den Hamburger Schläfern, die sich an Deck ausgestreckt hatten. Sein Herz umfing sie so sehr, daß es ihm heiß in die Augen trat, überstark senkte sich seine Liebe über die Schlafenden seiner Heimat.

Einmal prüfte er ein Kettenhemd und lächelte, so geschickt lag unterm faltigen Wurf eine junge Brust verborgen. Nie hätte ein Mann sich so gut zu verkleiden vermocht.

Ein roter Frühmorgen war's, als Reiter und Knechte überraschend in Husum landeten. Sie hatten alles wegbereit an Bord aufgestellt, die Laufbretter fielen dröhnend an den Kai, und die Pferde schlugen mit harten Hufen die Brücken. Die Landsknechte murrten zwar über die Eile aber Hein Hoyer gab ihnen keinen Atem.

Dann ritt und schritt der kleine Zug durch die holpernden, verschlafenen Straßen hinaus in die Marsch.

Die Hamburger unter Hein Hoyer waren vorn, dann kam Klaas Wessel mit Öllegaards Knechten. Er hatte wieder ein Lied auf der Zunge, lachte den Leuten zu und eiferte ab und zu in seiner lustigen Art, die sie erstaunte und staunend mittrieb. Mitunter blieb der eine oder andere zurück, so daß er ihn vorantreiben mußte. Er tat es lärmend, aber unsicherer in seiner Kraft als sonst. Die Unlust der Knechte quälte ihn; er fühlte, daß sie ihn haßten, weil er sie zu einem gefährlichen Weg zwang. Du bist schwach, sagte er sich, und versuchte an die Freiheit zu denken, der er diente. Aber er war arm gegen Hein Hoyer und seinen gnadenlosen Willen. —

Aveke Wichert ritt unter den Reisigen, unter die sie sich hatte werben lassen. Sie trug das Haupt gesenkt, wehrte sich gegen ein Gefühl der Unheimlichkeit vor Hoyers Abenteuern und empfand in einer unbekannten Drangsal, daß ihr eingegeben war zu handeln, wie sie tat. Sie ritt und fühlte, daß sie reiten mußte, weil ein anderer diesen Weg von ihr wollte.

Einmal, als Späher ausgesandt wurden, geriet sie nach vorn, aber Hoyer schwieg, als sie neben ihm ritt. Dann drang ein Wort aus Blut und Gedanken hoch. „Aveke!"

„Herr Hoyer?"

„Ich hab dich lieb", hätte er gern gesagt, aber seine Stirn blieb voll Unmut. „Sagt, warum habt Ihr wieder das Reitergewand angetan?"

„Warum rieft Ihr die Reiter auf?"

Er verstand sie nicht, aber eine Freude ließ ihn weiterforschen. „Und warum nahmt Ihr Ritt nach Dithmarschen an? Es ist mühselig, mit mir zu fahren!"

Da antwortete sie nicht; ein fremdes Lächeln, wie er es nie gesehen, umspielte ihren Mund.

„Warum?" wiederholte er ungläubig.

Das Mädchen schwieg, und Hoyer spürte einen wütenden Stolz, daß sie ihre Schönheit seinen wilden Ritten gab. Er fragte nicht mehr, nur seine Augen fuhren von Zeit zu Zeit dankbar über sie hin.

Sie hatten Friesland durchritten; Abhänge aus grauem Sand schimmerten zwischen den Föhren auf. Die Fähnlein rasteten, zwei Hamburger saßen ab, verkleideten sich als Bauern und wanderten voraus. Wessel hielt währenddessen einen Fahrenden an, der nach Husum wollte. Er ritt zu Esel, die Laute auf dem Rücken, und erzählte, daß die Dörfer an der Straße zur Schlei von den Dänen besetzt seien. Das war eine schlimme Botschaft, um so ärgerlicher, als die Landsknechte davon erfuhren.

Wieder ritten sie vorsichtig weiter. Die Luft war klumpig und voll brutheißer Stille. Einzelne Landsknechte warfen sich hin und versuchten zurückzubleiben, aber die Hamburger Reiter, die den Zug deckten, trieben sie an. Hein Hoyer war ungeduldig; er hatte beschlossen, überraschend nach Süden durchzustoßen. Späher kicherten und führten ihn von Hügel zu Hügel.

Klaas Wessel sah Hoyer vorausstraben. Er suchte Avelke, die hinter dem Hauptmann ritt, und wollte einen eifersüchtigen Gedanken fassen, aber es gelang ihm nicht. Trauer und Müdigkeit verließen ihn nicht mehr. Einmal horchte er auf die Knechte; er hörte ein paar Worte fallen, die ihm das Recht zum Töten gegeben hätten, aber als der Sprecher, ein plumper Breitschädel, ihn blöde anlachte, dauerte ihn die niedrige Häßlichkeit des Mannes.

Er blickte wieder nach vorn. Die Pferde schienen aus der Erde zu wachsen, hüfthoch war das Kraut. Alte Lieder klangen ihm ins Ohr. „Auf grüner Heide erschlagen", aber sie trösteten nicht. Da sah Wessel, wie Hein Hoyers Augen sich ernst zurückwandten, sehr ruhig und, als er das Fähnlein überblickte, freudig aus den gefalteten Wimpern. Ein neuer Mut überkam ihn.

Der Mittag glühte.

Er sei für König Erich geworben, schrie einer der Landsknechte, und andere murrten beifällig. Wessel suchte nach überredenden Worten, aber alles, was er gesagt hatte, schien ihm schal, er scheute sich vorm Wiederholen. Da ließ er es.

Sie hielten wieder; in der Ferne lag ein Dorf.

Da hob Hoyer den Arm, sie ritten über die Höhe und sahen den Weg vor sich, der wie ein Bach zwischen roten Höfen ins Mühltal lief. Wär Avelke ihn erst geritten, dachte Wessel plötzlich.

In dem Augenblick senkten sich Lanzen aus den Gärten — Pferdehufe stampften, Befehle gellten. Die Landsknechte schlugen sich gerade mit einem von Hoyers Reitern. Wessel schrie auf, warf sich vor, um sie zu warnen. Seine Klinge blinkte hoch auf — er sah ihr Blitzen —, dann kam ein seltsam brennender Stoß. Salz und Bitterkeit liefen ihm über den Gaumen, sein Pferd sprang, so schien ihm, turmhoch in die Luft. Staub drang über Wolken und Erde, alle Gestirne klangen, wie der Himmel in Ewigkeit singt.

Die Hamburger Reisigen kehrten um, der Hauptmann hatte es befohlen. Da schoben sich dänische Reiter zwischen sie und die Landsknechte, fremdes Volk tauchte an allen Seiten auf, und Herr Hoyer wandte sich von neuem und begriff, daß der Weg des Fähnleins Ollegaard zu Ende war. Ein Umsehen lang suchte er noch zu ordnen, dann winkte er die Reiter zusammen, die sein Auge faßte, und brach in hartem Trab zur Seite aus, an aufstauendem dänischen Fußvolk vorbei. Berittene setzten nach. Hoyer erschlug die nächsten, dann hub ein wildes Pirschen durch Heide und Busch an, bis die Hamburger Reiter auf vielen Wegen nach Süden sprengten.

Hein Hoyer hatte sich bei Avelke gehalten; eine lange Zeit ritten sie atemlos nebeneinander her. Dann trieb eine dänische Streife sie im Kampf vom Pferd auseinander.

Der Tag fließt wie ein Strom unter blauer Brücke zu Ende, Stille füllte die Erde.

Avelke Wichert wäscht sich am Bach neben ihrem gestürzten Tier. Als sie Hoyer verlor, war sie ins Holz geflüchtet, der Fuchs brach unter ihr zusammen. Jetzt wagt sie nicht, umzukehren, will den Abend abwarten und härmt sich um Hein Hoyer, dessen Namen sie leise ruft.

„Hein Hoyer!" ruft das Mädchen und sucht ihn mit ihren Wünschen.

Die Stunden gleiten über die grünen Buchenkronen. Einige Wolken, braun und rot glühend, erheben sich langsam im Laub, Vögel streifen tief vor ihnen entlang; einmal kommt eine ferne Antwort, aber das Mädchen fürchtet die dänischen Reiter und bebt über und über.

Da schwingt der Boden leise. Ein dumpfer Tritt, — fast lautlos, hörte man nicht die Erde zittern. Avelke hält den Atem an, irgendein feines Läuten klingt zwischen ihr und dem Nahenden; es ist als müsse sie sich schämig verstecken, aber sie vermag kaum ihr Aufjauchzen anzuhalten. Leise tritt sie zurück und duckt sich in die hohen Farne. Alle Vögel scheinen verstummt und lauschen mit. Dann setzt jemand in dumpfem Sprung vom Pferd, — ein Klirren, vorsichtige Schritte nahen, mit hochgezogenen Schultern kommt Herr Hoyer zwischen den Stämmen näher.

Das Mädchen schreit auf wie in Kindes Seligkeit, schnellt empor und fliegt ihm entgegen.

Der Mann sieht den gefallenen Fuchs; er hebt Avelke auf wie einst auf der Heide von Devonshire, setzt sie vor sich aufs Pferd und hält mit der Linken ihren Leib umschlungen. Und Hein Hoyers Rappe trägt Mann und Weib und schließt sie in die wehende Mähne. Es ist, als ritten sie aus dem Wald gegen die Wolken an.

Ferne Reiter heben sich auf, schwarz gegen das Licht, und sinken wieder in die Ebene. Hein Hoyer reitet, und es wird Mitternacht, aber sie bleibt hell wie ein Dämmern, das aus den Tiefen der Erde bricht. Die Heide ist grau, ein spukhaftes Leuchten geht auf allen Wegen.

Avelke biegt das Haupt zurück, Hoyer küßt sie. Der breite Kopf des Pferdes dunkelt gegen Erde und Himmel; fern brennt ein Hof wie ein roter Vogel, dessen Federn aufliegen.

Hein Hoyer reitet und reitet, und die Brücken in die vergangene Zeit zerfallen; nur die Stunde ist lebendig, inbrünstig wie der Sturm seiner Liebe.

Schatten, Anrufe kommen; das Tier flüchtet, muß wieder wenden und presch im Kreis um den brennenden Hof. Die Verfolger werden zahlreicher, von allen Seiten scheinen sie aufzutauchen, zur Seite, im Rücken hört man den Hufschlag. Der Rappe beginnt zu keuchen, zu stolpern und sprengt über den Hügel, den er schon einmal verließ. Sumpf spritzt zu seinen Füßen, weglos wird die nächtige Heide. Da, an einem Weghange, reißt Hoyer die Zügel an, gleitet im Sprung mit dem Mädchen aus dem Sattel und läßt das Tier weiterpreschen. Dunkel jagen Verfolgende an ihnen vorbei und verlieren sich irgendwo im Moor. Ihre Rufe reißen die Nacht auf und verklingen.

Wieder trägt Hein Hoyer Avelke auf den Armen, obschon sie sich sträubt und ihn zu gleicher Zeit herzt. Er bettet sie unter einem Kiefernhang, liebkost sie und streicht über ihr Antlitz, inbrünstig, als sei's für alle Zeit.

Der Mond ist aufgegangen, sein Licht umkränzt die Hügelkronen. Der Mann zieht das Mädchen tiefer in die Schatten; es ist, als sänken sie geheimnisvoll in eine andere Welt, — nur sie beide, ohne Erde noch Menschlichkeit. Der Himmel hoch oben, die weiße Brandung der Wolken erblaßt. Mitunter kommt vom Moor her ein Licht von kleinen weißen Tänzern über den Wassern.

„Avelke?"
„Hein Hoyer?"
„Hast du mich lieb?"
„So lieb, so lieb!"

(Schluß folgt.)

Die Fichte auf der Höhe.

Von **Julian Ejsmond (†)**, Warschau.

Die Geschichte von der Fichte auf der Höhe wird traurig werden, denn kaum war sie auf der Anhöhe über dem Walde emporgeschossen, so verliebte sich der goldene Blitz in sie mit Liebe voller Feuer

Er — Kind des Himmels — hatte einen feurig-rostfarbenen Körper, und sie — die Irdische — deren stolzer Stamm einer riesigen Säule glich, glänzte wie Kupfer und Feuer.

Er sehnte sich nach ihr, in einer dunklen Wolke verborgen, sie war ihm durch die dunkle Wolke ihrer üppigen Krone verhüllt.

Sie sprach mit der leisen und wunderbar sanften Stimme, die dem Rauschen der Bäume eigen ist, einer Stimme, die die Zärtlichkeit selber zu sein schien, er dagegen rief sie mit Donner an, vor dem der ganze Wald erbebte

In die Fichte hatten sich auch die rotbraune Ballettänzerin des Dickichts, das immer lustige und ausgelassen tanzende Eichhörnchen, das reizende Äffchen des polnischen Waldes, sinnlos verliebt, ebenso der ernste Arzt der Baumstämme, der Buntspecht, wie auch die sie umgebenden grauen Flechten und das grüne Moos, das demütig ergeben zu ihren stolzen Füßen lag.

Sie aber dachte nur an den Blitz, fürchtete sich vor ihm und sehnte sich zugleich nach ihm. Sie hatte ihn schon damals geliebt, als sie noch eine kleine Jungfichte gewesen war, unsichtbar im Waldesdickicht, eine kleine Jungfichte, grün mit bläulicher Schattierung, — als wär etwas vom Blau des Himmels auf ihre blutjunge Krone gefallen, — als hätten ihre Nadeltriebe das Saphirblau getrunken, das an heiteren Tagen über ihnen war.

In heißen und schwülen Stunden, wenn die erhitzte Luft wollüstig in der Sonne zitterte, und über der ermatteten Erde lebendige Flammen schwebten — träumte sie im Vorgefühl des kommenden Gewitters von dem Blitz, der sie dermaleinst blenden und erobern würde.

Wenn sich aber in der Ferne am Himmel eine schwarze Wolke zeigte, durch die blutige Blitze zuckten, empfand sie Angst, wilde Angst, wie sie den Menschen die Haare auf dem Kopf sträuben macht, und die sie erzittern ließ . . .

Doch der Blitz achtete nicht auf die kleine Fichte. Er suchte himmelragende Bäume und stürzte sich in ihre Umarmung, laut aus den Wolken fallend. Und verbrannte sie durch seine flammende Liebkosung, in der der Tod war.

*

Vor Trauer begann die Fichte gelb zu werden. In ihrer grünen Krone zeigten sich hier und da gelbbraune Nadeln.

„Kein Wunder", sagte das Eichhörnchen und schnalzte zornig, — „immer sitzt du, traurige Fichte, auf einer Stelle — das kommt vom Mangel an Bewegung. Du solltest mit mir herumspringen und dich des Lebens freuen!"

Und der Specht schalt: „Den ganzen Tag müht man sich ab und holt unter deiner Rinde garstiges Gewürm heraus (dabei leckte er sich genießerisch den Schnabel). Man plackt sich umsonst furchtbar ab (von dieser Arbeit war er recht feist geworden). Und es hilft alles nichts . . . . Offenbar sind noch eine Menge unsichtbarer Maden da . . . Man muß sich opfern, du, undankbare Fichte, und sie ausrotten . . ." (Hier leckte er sich zum zweiten Mal den Schnabel und stieß einen Siegesschrei aus.)

Das weiche Moos aber, wenn es hätte sprechen können, würde sicher gesagt haben:

„Du siehst vor meinen Augen dahin, hoffärtige Fichte, denn nur den Himmel mit seinen eilenden Wolken schaust du an, nie aber blickst du, hoffärtige Fichte, auf mich zur Erde nieder, wo ich getreulich am Fuße deines Stammes ausharre."

Und die graue Bartflechte hätte gesagt:

„Liebend umhülle ich deine schlanken Äste, du aber scheinst nichts davon zu wissen, törichte Fichte! Wo bleibt da die Achtung vor meinen grauen Haaren? Du wirst auf der Erde niemanden finden, törichte Fichte, der dich so sorgsam vor den kalten Nordwinden schützt . . ."

Und war sie auch wirklich traurig, hoffärtig, undankbar und töricht, so war sie aber vor allem verliebt.

*

Bis endlich ihre Stunde kam.

Das Wachsen des Waldes ist ein Drang der Bäume zur Sonne, ihr Flug gen Himmel. Es kam die Zeit, wo unsere Fichte in diesem Drang ihre grüngeflügelten Altersgenossinnen überholte. Ihre hochragende Krone erhob sich über die anderen Kronen, wie ein schlanker Pfeil schoß sie höher gen Himmel als die anderen.

Die Fichte wurde jetzt die Herrin der waldigen Höhe. Nie war sie so schön gewesen, doch hatte sie sich auch nie so sehr nach ihrem goldigen Geliebten und seiner tödlichen Liebkosung gesehnt . . .

*

Die von der Hitze entflammte Erde war seit dem Morgen wie im Fieber. Die schwüle Luft, voll Elektrizität, flimmerte wie toll.

Am Abend ließ sich das erste dumpfe Dröhnen des heraufziehenden Gewitters vernehmen. Schwarze Nacht hüllte die Welt ein.

Die Fichte stand regungslos da, wie verzaubert, und schaute auf die Sterne. Den ganzen westlichen Teil des Himmels bedeckte tiefe Finsternis. Ferne Blitze zuckten durch sie wie feurige Schlangen.

Das Gewitter lauerte unheilverkündend, einem Raubtier gleich, das im Dickicht auf die Beute paßt . . . bis zuerst der Sturmwind heranbrauste. Er überfiel die Bäume auf der Höhe und begann sie in einem Anfall von Raserei zu zerren, zu zausen, ihre Zweige abzureißen und dabei wie wahnsinnig zu heulen.

Und dann strömte der Regen herab, und der Himmel tobte. Die Erde versank abwechselnd in Finsternis und blendende Helle. Die Finsternis war umso schwärzer, da sie der Helle folgte, und die Helligkeit umso blendender, da sie im undurchdringlichen Dunkel aufblitzte

Bei einem dieser Wetterleuchten erblickte da der erhabene Blitz, der in einer schwarzen Gewitterwolke schlief, zum ersten Mal die Fichte, die auf der Höhe die anderen Fichten überragte, und wurde von heißem Verlangen nach ihr erfaßt, und er rief sie mit Donnerstimme an, vor der der ganze Wald mit Schrecken verstummte

Sie aber begriff, daß diese Liebe die Vernichtung war, und flüsterte deshalb mit leisem Rauschen:

„Ich fürchte mich . . . fürchte mich . . .

Und ein Windhauch, der in diesem Flüstern geboren wurde, flog zum Himmel, traf als Sturmwind in die schwarze Gewitterwolke und trug sie weit davon in das Dunkel der sternlosen Nacht . . .

*

Am Morgen nach dem Gewitter war schönes und friedliches Wetter. Die Luft war rein wie ein Waldquell, und der Herbsthimmel hatte die blaue Farbe der Flachsblüten.

Weder an diesem Tage noch an den folgenden war ein Gewitter im Anzuge. Und keine Wolken waren zu sehen.

Die Wolken, aus denen die Blitze einmal sprechen sollten, waren jetzt in der Sonne erwärmtes, dampfendes Wasser der Waldseen. Noch war nichts von Blitz und Donner in ihnen, noch waren sie vom Schwanken des Rohrs und Geschrei des Wassergeflügels durchdrungen.

Noch nie war die Fichte so blau und so froh gewesen. Sie erwachte jeden Morgen ganz im Regen kalten Taus wie in Glückstränen.

Die liebe Sonne umgab sie mit dem hellen Segen ihrer Strahlen. Und in dieser Sonne schienen selbst die vertrockneten Nadeltriebe golden und froh.

Ringsum waren alle Bäume in die Sonne verliebt, und sie war jetzt der Sonne am nächsten. Deshalb dachte sie: „Wie strahlend ist die Liebe — wie schön, Strahlen zu lieben . . ."

Und sie vergaß jetzt ihre wilde Sehnsucht und war bereit, Stille und Frieden zu lieben.

Als aber um die Mittagszeit schwüle Hitze auf der Erde lastete — erfaßte sie eine solche Sehnsucht nach dem Blitz, vor dessen Liebe sie sich fürchtete, daß sie die goldig-rosaroten harzduftenden Arme ihrer Äste ausbreitete und mit sinnlos verliebtem Rauschen wiederholte:

„Ich sehne mich nach ihm . . ."

Doch auch er sehnte sich nach ihr.

*

Wenn ein Baum vom Blitz getroffen fallen soll, verläßt ihn bestürzt und hastig jedes lebende Wesen, als wäre das Todesurteil ihm auf die Stirn geschrieben.

Die Fichte auf der Höhe verließen eines Tages sowohl das immer lustige Eichhörnchen wie der ernste Buntspecht und die Wildtauben, die in einer Höhlung der Fichte flügge geworden waren.

Die Fichte begriff, was das zu bedeuten hatte.

„Wenn es sich um mich handelte, würde ich unbedingt dableiben", schnalzte das Eichhörnchen, „aber ich kann nicht leichtsinnig sein — ich muß an meine Kinder denken! Und deshalb begebe ich mich wo anders hin, obwohl ich diesen Baum wegen seiner Anmut (und seiner schmackhaften Kienzapfen) mehr als die anderen liebe . . ."

Und es zog wo anders hin.

„Es ist unbesonnen, seine Haut zu Markte zu tragen", kreischte der ernste Specht. „Der Fichte kann ich nicht helfen, und ich selbst verliere mein für den ganzen Wald so wertvolles Leben —"

Worauf er philosophisch davonflog.

Die Wildtauben aber sagten nichts, sondern gurrten nur kläglich und verließen ihre alte Höhlung im Stamm der Fichte.

Solche Angst ergriff alle vor dem Blitz, der kommen sollte.

*

Er ließ wirklich nicht lange auf sich warten.

Er kam in der Nacht in einer schwarzen Wolke geflogen wie aus der Hölle. Und begann die Fichte im Schein des Wetterleuchtens im ganzen Wald zu suchen.

Die Bäume standen plötzlich geblendet da, dann stürzten sie unter seinem Schlag tot hin. Er traf sie schrecklich, unfehlbar, tödlich. Er schälte uralte Äste bloß, zerschmetterte Arme. Er schlug die Baumstämme in Trümmer. Er scharrte die Wurzeln aus der Erde wie Eingeweide.

Und so näherte er sich der Höhe, auf der die Fichte wuchs, schrecklich, aber schön.

Alles, was dann geschah, war das Werk eines Augenblicks.

Plötzlich grell aufleuchtend stürzte er sich in ihre ausgebreiteten Arme. Und sie stand in den Flammen dieser großen Liebe da und erhellte mit feurigem Schein das Dunkel der Nacht.

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm und Martha Christiani, Berlin.)

Wolfsjagd im alten Niedersachsen.

Von Hermann Bartels.

Wieder war der Winter gekommen, ein strenger, eiserner Geselle. Der Frosthauch klirrte; Baum und Strauch zitterten gleich unter der krustigen Schneelast, und der Tod sauste auf eisigen Schwingen singend durchs Land. Das Leben lag zerschellt. Des Frostes hartes Grabgeläut klang hell durch die sterbende Welt. Ringsum winterweiße Stille — schneeverhängte, starre Wälder — pfadlose Einsamkeit.

Fern am Horizont leise klingender, schwingender Glockenklang. Ein dunkler Punkt hebt sich ab von den weißen Flächen, wird zusehends größer und kommt flugschwind näher. In sausendem Gleiten knirscht ein großer Schlitten heran. Weit greifen die vier schnellen Pferde aus; jedes trägt einen bewaffneten Reiter. Vor den blanken Kufen zerknistert der weiße Krust und sprüht wirbelnd nach allen Seiten.

Im Schlitten stehen zehn, fünfzehn Männer mit Muskete, Speer, Dolch oder Pistole in der Hand. Gestreckt galoppieren die Rosse über die Heide, die Lungen keuchen, die Nüstern dampfen, und die Männer stoßen zuweilen tierartige Schreitöne aus.

Hinterdrein pirscht eine heulende, bellende, wogende Masse. Wölfe — Wölfe; ein starkes Rudel ausgehungerter klapperdürrer, struppiger Bestien verfolgt den Schlitten.

Näher und näher rückt die blutdürstige, von wahnsinnigstem Hunger und fletschender Wut wildaufgepeitschte Schar. In teuflischer Gier hängen die tückischen, grünschillernden Augen an den Verfolgten. Die Bestien haben Menschen gewittert und stürzen sich mit wahnsinniger Gier auf die Opfer. Mit lechzender Zunge, blutrotem Rachen und grimmigem, wutheiserem Geheul kommen sie beängstigend näher.

Noch dreißig, noch zwanzig Schritt. Die Rosse eilen wie gehetzt. Sie fühlen die drohende Gefahr. Da werfen die Männer ein Stück Kadaver aus dem Schlitten. Aufheulend stürzt sich das Rudel auf den Brocken. Und plötzlich knallen vier, fünf Schüsse in den dichten Haufen. Grelle Wutschreie, Schäumen, Beißen, wirres Durcheinander — es fließt rotes, warmes Blut. Der süße Duft berauscht die eklen Tiere, und nun stürzen sie sich zornbrüllend auf die toten oder angebleiten Gefährten zum gierigen Fraß.

Der Schlitten gewinnt wieder Vorsprung. Bald aber sind die nachhetzenden Wölfe von neuem heran. Ein großes, kraftvolles Leittier führt das Rudel. Der Wolf verschmäht den ausgeworfenen Brocken, entgeht der Kugel und setzt zum Sprunge in den Schlitten an. Mit gewaltigem Schwunge schnellt das Tier hoch und stürzt tödlich getroffen in den vorgehaltenen Speer. Noch im Todeskampfe schlägt es klaffend die scharfen, reißenden Zähne in den Speerschaft. Der Mann muß die Waffe fahren lassen, krampfhaft verbissen hält das Opfer fest und sinkt in den Schnee.

Aber jetzt gibt's heiße Arbeit. Zwei, drei Bestien springen seitwärts den Schitten an. Pistolen und Dolch treten in scharfe Tätigkeit. Selbst die armen Pferde werden wutschnaubend angegriffen. Doch die geschickten Retter wissen mit treffendem Schwerthieb die Ungeheuer abzuwehren. Die kühnen Wolfsjäger haben wieder Luft bekommen, und weiter geht die verwegene Jagd.

Diese Wolfsjagden waren um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges den Kürassieren und jungen Burschen ein köstliches Vergnügen. Sie brachten Aufregung und Abwechslung in den eintönigen Winter. Sie waren gewiß nicht ohne Gefahr, und nur beherzte Männer durften daran teilnehmen Es galt im ganzen Lande als eine Ehre, Wolfsjäger zu sein

Auch in Wolfsfallen fing man manchen Isegrimm und befreite damit das Land von einer furchtbaren Plage. In den Kriegsjahren hatten sich die Wölfe derart vermehrt, daß sich die ausgehungerten Rudel nicht scheuten, in den nahrungsarmen, kalten Wintermonaten menschliche Niederlassungen heimzusuchen. Ihre Vernichtung war darum eine dringende Notwendigkeit.

Bunte Chronik

Bridge zerrüttet die Ehe

Der berühmteste Scheidungsrichter von Amerika, John E. Light, hat soeben eine höchst interessante Statistik veröffentlicht. Light hat wie aus dieser Zusammenstellung hervorgeht im MonatOktober 4812 Ehen geschieden, an deren Zerrüttung das Bridgespiel Schuld hatte . Das Spiel, das nur der Unterhaltung und Ausspannung dienen sollte, hat sich zu einer regelrechten Plage entwickelt, und nach Lights Feststellungen mehr Ehen zerstört, als er durch den früher häufigsten Scheidungsgrund, die Untreue, geschehen ist. Beschimpfung und Grobheiten zwischen den Ehepartnern sind an der Tagungsordnung und nicht selten wird wegen schlechten Spielens eine Körperverletzung begangen. Richter Light, der, wie er selbst angibt, früher ein begeisterter Bridgespieler gewesen ist, zog aus seinen Erfahrungen die Konsequenzen und wurde jetzt der erbittertste Feind der Karten.

Schwanzlose Katzen

Auf der großen Katzenausstellung im Londoner Kristallpalast, in dem rund 340 Prachtexemplare zur Schau gestellt waren, konnte man auch vier schwanzlose Katzen bewundern. Die Wohnkäfige dieser vier „Minnies" bildeten einen Hauptanziehungspunkt für die zahlreichen Besucher. Immer wieder konnte man bedauernde und mitleidige Ausrufe hören „Oh, die armen Kätzchen! Sie haben ja gar keine Schwänze!" woran sich stets eine lange und gefühlvolle Diskussion über die tausend Gefahren, denen eine Katze in der Großstadt ausgesetzt ist, anschloß. Bis endlich ein Weiser sich hören ließ, der seinen staunenden Mitmenschen erklärte, daß diese Katzen gar nicht „arm" und bedauernswert seien, denn sie wären schon ohne Schwänze auf die Welt gekommen. Auf der Insel Man gibt es nämlich eine Katzenrasse, die schwanzlos ist und wegen dieser Eigenschaft zu Weltruhm gelangt ist. Die Katzen der Insel Man sind sehr kostbar und haben darum durchaus keinen Grund, über ihre Schwanzlosigkeit betrübt zu sein, was die mitleidigen Menschen aber nicht hindert, bei ihrem Anblick immer wieder in bedauernde Ahs und Ohs auszubrechen

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg